



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

19. Jahrgang.

1917.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Lichtkrone.

Märchen von Paul Kowof, Wiesbaden.

König Guto war seinen Untertanen ein gerechter und milder Herrscher. Sein Land fand an Schönheit und Reichtum nicht seinesgleichen; der fruchtbare Boden brachte die besten Erzeugnisse der Natur hervor, in den reichen Städten blühte Handel und Wandel und weit über die Grenzen des Landes hinaus drang der Ruf von König Gutos Macht und Herrlichkeit.

Der König bewohnte ein prächtiges Marmorschloß, das sich stolz auf dem Gipfel eines hohen Berges erhob. In tausend Farben glitzerten die Mauern, glänzten die mit roten Kupferplatten gedeckten Türme und hoch oben wehte des Reiches Fahne lustig flatternd ins Land hinaus. Am Eingang zum goldenen Schloßtor lagen zwei grimrige Löwen, die treu und sorglich die Wohnung ihres königlichen Herrn wahrten. Gleich dem Äußeren war auch der innere Teil des Schlosses aufs schönste ausgestattet. Reich gestickte Teppiche bedeckten den glatten Mosaikboden, die Wände waren geschmückt mit Gemälden und kostbaren Siegestrophäen, die der König und seine Vorfahren in ruhmreichen Schlachten erbeutet hatten.

Weitaus aber übertraf der Thronsaal alle übrigen Gemächer an glänzender Pracht. Hier saß der König auf goldenem Sessel, und über seinem Haupte schwebte die heilbringende Lichtkrone. Ein wunderbarer Schein ging von ihr aus und ließ ihre Diamanten und Edelsteine in blendendem Lichte erstrahlen. Eine gütige Fee hatte sie einst dem Könige als Patengeschenk verliehen; alles Gute, das der König in ihrem Schein sich wünschte, ging in Erfüllung, nie durfte jedoch, so hatte die Fee es gesagt, eine böse Tat des Königs den Lichtschein der Krone verdunkeln; dann würde sie verschwinden und Unheil würde dem unglücklichen Lande drohen.

Voll Neid sah Gutos Nachbar, der König Wendolin von der Rabenburg, dessen ungetrübtes Glück. Er faßte den Plan, sich die Lichtkrone, deren wunderartige Eigenschaften ihm wohlbekannt waren, anzueignen und entsandte daher den Zauberer Mahmud, der König Guto zu einer bösen Tat verleiten sollte, um ihn so seiner mächtigsten Waffe, der Krone, zu berauben. Der Zauberer machte sich bald auf den Weg und wurde, da er in dem Gewande eines Gelehrten kam, freundlich von König Guto empfangen. In Kürze gelang es ihm, vollen Einfluß auf des Königs Gemüt zu gewinnen, und die finsternen Gedanken, die er selbst hegte, in sein Herz einzupflanzen. Bald zeigte sich die Wirkung seiner Tätigkeit. Der König wurde unduldsam gegen seine Untertanen, war nicht mehr um ihr Wohl besorgt und vernachlässigte die Regierungsgeschäfte immer mehr.

Eines Tages weilte König Guto wieder im Thronsaal, im Lichte der Wunderkrone. Da öffnete sich die

Tür zum Saal und ein Greis erschien auf der Schwelle, den König um eine milde Gabe bittend. Doch schon war Mahmud zur Stelle und flüsterte dem König zu: „Weise ab den Bettler!“ Nur zu willig gab der König den Worten seines üblen Beraters nach. Grollend erhob er die Stimme: „Hinaus, arbeitscheuer Bettelmann. Wage es nie wieder, mein Haus zu betreten!“

Ein lauter Donnerschlag folgte diesen Worten. Die Lichtkrone verschwand und eine Nebelwolke bezeichnete die Stelle, wo der abgewiesene Greis soeben gestanden hatte. Draußen aber, vor dem Schlosse, erhob sich ein wütendes Getümmel. König Wendolin war auf Mahmuds Rat in Gutos Land eingefallen und stand mit seinem Heere schon vor den Toren des Schlosses. Jeglicher Widerstand war vergeblich. Die schützende Macht der Krone bestand nicht mehr und nur eilige Flucht konnte König Guto vor dem Verderben retten. Sein Söhnlein auf dem Arm, entfloß er in dem armseligen Gewande eines Schäfers durch eine verborgene Tür der Parkmauer.

Zwei Jahrzehnte waren vergangen. König Guto lag auf dem Sterbebette. Da rief er seinen Sohn Ludolf, der zum starken Jüngling herangewachsen war, und sprach also zu ihm: „Mein Sohn, ich bin der König des Landes, das Wendolin mir frevelnd entrisen hat, und du, Ludolf, bist mein Erbe! Ziehe hinaus und erwirb dir die Krone des Glückes, die ich verloren habe.“ Nach diesen Worten verschied er. Ludolf begrub den Vater und machte sich alsdann auf den Weg, um nach der geheimnisvollen Krone des Glückes zu suchen. Er wanderte hinaus, durchstreifte Berge und Täler, bis er in die Nähe des ihm unbekanntem väterlichen Schlosses kam. Ermüdet legte er sich unter einen Baum und versank in tiefen Schlummer.

Er träumte einen wunderbaren Traum. Eine Fee erschien ihm; holdselig blickte sie auf den ruhenden Wanderer herab. Auf ihrer Handfläche schwebte ein weißer Vogel, der zutraulich zu seiner Herrin aufsaß. „Ihm folge,“ sprach die Lichtfee zu dem schlafenden Jüngling und wies auf das Vöglein.

Der Königssohn erwachte. Ein leises Zwitschern über seinem Haupte machte ihn auf ein weißes Vöglein aufmerksam, das unruhig von Ast zu Ast und von Baum zu Baum flatterte, als wollte es den Jüngling bewegen, ihm zu folgen. Ludolf tat es frohen Herzens und stieg unter dem Geleit des Lichtvogels den Schloßberg hinauf. Er fand die mächtige Pforte verschlossen, doch schon saß das Vöglein am Toranschlag und pickte emsig darauf los. In wenigen Augenblicken sprangen die Torflügel auf und wohlgenut betrat der Jüngling den Park.

Ein wunderbar schönes Landschaftsbild tat sich vor ihm auf. Hier zierten prächtige fremdländische Blumen

den grünen Rasenteppich, dort breitete sich ein weites Gebüsch aus, Durchschlungen von wohlgepflegten Wegen, da lud ein dichter Eichenwald zur erquickenden Ruhe ein. Eine feierliche Stille lag über dem Ganzen. Im Hintergrunde erhob sich das Schloß, glänzend und gleißend in den Strahlen der Abendsonne.

Entzückt blieb der Jüngling stehen und betrachtete andächtig all die Pracht. Plötzlich weckte ihn das ängstliche Zwitschern des weißen Vögles aus seinem Sinnen. Mahmud, der König Wendolin ermordet und seine Tochter verzaubert hatte, stand finsternen Blickes vor ihm. Er erkannte Ludolf und gedachte ihn zu verderben. Freundlich lud er ihn zu einem Spaziergang durch den Garten ein und führte ihn zu dem großen Weiher des Parkes. Berauscht betrachtete Ludolf die herrlichen Wasserspiele, die in Millionen von Tropfen strahlenförmig aufstiegen und farbenprächtig niederrieselten. Mahmud schien die Gelegenheit günstig. Schon hob er die Hand zum kräftigen Stoß, da flatterte das weiße Vöglein herab auf seinen Kopf und hakte mit seinem Schnäbeln gegen des Zauberers Wange. In dem Bestreben auszuweichen, verlor Mahmud das Gleichgewicht und fiel in das tiefe Wasser. Doch ach, im Fallen noch ergriff er die Fittiche des Vögles und zog es mit in den Weiher.

Ludolf hatte sich beim Flattern seines Retters umgewandt und erkannte die Absicht des Zauberers. Seinen Fall konnte er nicht mehr hindern, doch als er bemerkte, daß auch das Vöglein dem Ertrinken nahe war, sprang er in das Wasser, erhaschte es mit Mühe und brachte es ans Ufer. Kaum hatte er dieses betreten, da verschwand sein gefiederter Retter, und eine wunderschöne Jungfrau stand lächelnd vor ihm. Es war die verzauberte Tochter König Wendolins, die durch den Tod des bösen Mahmud erlöst wurde.

Noch einmal tauchte das verzerrte Antlitz des Zauberers aus den Fluten, dann versank er. Ein greller Blitz, begleitet von einem heftigen Donnerschlage, durchzuckte die Luft. Dann aber erstrahlte die Sonne in doppelt herrlichem Glanz, die Blumen taten freudig ihre bunten Kelche auf, ein fröhliches Rauschen ging durch die Bäume, und liebliche Musik ertönte aus den Gemächern des Schlosses.

Ludolf aber und seine schöne Braut schritten Hand in Hand dem Palaste zu, um nunmehr im Lichte der neu erschienenen Krone ein unvergängliches Glück zu genießen.



Wunderbare Heilung.

Nach der Wirklichkeit erzählt von M. von Konarski.

Fürstin G. war trotz ihres großen Reichtums eine arme Frau. Seit vielen Monaten gelähmt, war sie auf das Drängen ihres Gatten hin von einer Stadt zur andern gereist, um berühmte Ärzte über ihren Zustand zu befragen. In allen möglichen Bädern hatte sie sich aufgehalten, schwierige Kuren angefangen, ja sich schmerzhaften Behandlungen unterzogen, aber nichts hatte geholfen, die Beine waren und blieben gebrauchsunfähig.

Die Krankheit war ganz plötzlich gekommen. Das Fürstenpaar besaß ein Kind, ein liebliches Mädchen, an dem beide Eltern mit großer Zärtlichkeit hingen. Im Alter von vier Jahren wurde die kleine Vera sehr krank, und zu der Stunde, da ihr Köpfchen wie eine welke Blüte aufs Kissen sank und das kleine Herz still stand, verlor die Fürstin die Gebrauchsfähigkeit ihrer Gliedmaßen. Der wilde Schmerz über den Tod des geliebten Kindes hatte ihr alle Kraft genommen, und die Welt um sie her war ihr so gleichgültig geworden, daß sie gar nicht mehr zu leben wünschte.

Ihr Gatte, dessen Seele, ohnehin durch den Verlust des Töchterchens verdüstert war, litt doppelt durch das Leiden seiner Frau. Er ließ nichts unversucht, um sie zu heilen, er reiste mit ihr in der Welt herum oder berief die berühmtesten Ärzte in sein Haus — aber alles nützte nichts.

So schlichen die Tage hin, einer so dunkel wie der andere. In dem Palaste, der mit verschwenderischer Pracht ausgestattet war, saß der Trübsinn als täglicher Gast. Kein

Laut hallte von den hohen Decken wider, kein fröhliches Lachen erschallte in den weiten Sälen, und die Dienerschaft ging gedämpften Schrittes durch die Gänge. Der Fürst verbrachte seine Zeit zumeist am Schreibtische, in dicke Bücher vergraben, oder er stützte die Arme auf und brütete vor sich hin. Oft stand er auf und ging hinüber in das Zimmer seiner Gemahlin, aber er fand stets die gleiche, stumpfe Ruhe, denselben tief sinnigen Ausdruck in ihrem Gesicht. Manchmal, wenn sie seinem besorgten, vorwurfsvollen Blicke begegnete, zwang sie sich zu einem Lächeln, aber es fiel so matt aus, daß die Anstrengung, die sie dabei hatte, jedem ins Herz schnitt. Man merkte, daß ihr im Grunde alles gleichgültig war.

Nur für etwas zeigte sie Teilnahme, für ein einziges Geschöpf, und das war ein Kästchen. Ihre Liebe zu ihm hatte seinen besondern Grund darin, daß die Käse die Spielgefährtin ihres verstorbenen Kindes gewesen war. Noch in den letzten Tagen ihres jungen Lebens hatte die kleine Vera mit dem Tiere gespielt, und als all die anderen glänzenden Spielsachen schon achlos beiseite geschoben worden waren, da hatte das Erscheinen des Kästchens im Krankenzimmer es immer noch einmal vermocht, dem Kinde ein leises Lächeln oder einen ausleuchtenden Blick zu entlocken. Nach dem Verschwinden der kleinen Freundin wehklagte das Tier tagelang. Immer wieder schlüpfte es in das Zimmer, aus dem sie verschwunden war, und saß stundenlang neben dem verlassenem Bettchen. Wenn die Dienboten es dort vertrieben, dann schlich es kläglich mianend im Hause umher, bis die Fürstin eines Tages auf sein Gebahren aufmerksam wurde. Die tiefe Trauer des Kästchens tat dem verwaiseten Mutterherzen wohl und rüttelte es insoweit aus östlicher Teilnahmslosigkeit auf, als es eine warme Empfindung für die verlassenene Freundin des Töchterchens faßte. Ja, die Zuneigung der Fürstin wurde so stark, daß sie das Kästchen kaum noch von ihrer Seite ließ, und dieses erwiderte die Liebe der Herrin, die es gleichsam als Vermächtnis ihres Kindes betrachtete, mit rührender Anhänglichkeit.

Eines Tages lag die Fürstin — wie immer — auf dem Ruhebett und starrte, in trübes Sinnen verloren, vor sich hin. Ein Buch, das ihr der Gatte gebracht hatte, war ihrer Hand entfallen. Was lag an der Welt, die darin geschildert wurde, da deren Schönheit und Freude für die kranke Frau ja doch verloren war.

„Ja, wenn ich noch einmal gesund werden könnte“, dachte sie, „dann würde ich mich vielleicht auch noch einmal dem Leben zuwenden. In der Fürsorge für Arme und Hilfsbedürftige könnte ich einen Trost finden — nun aber muß ich hier liegen, gleichsam gefesselt, und mein tatenloses Dasein betauern!“

Ein Klopfen an der Türe schreckte sie aus ihren trüben Gedanken. Die Kammerjofe trat ein und brachte ihrer Herrin einen Erfrischungstrank. Nachdem sie sich nach deren weiteren Befehlen erkundigt hatte, wollte sie sich wieder geräuschlos zurückziehen. Da sprang das Kästchen, das der Fürstin zu Füßen gelegen hatte, auf, streckte sich, um seine Schläfrigkeit abzuschütteln, und folgte der Jofe. Diese schien es nicht bemerkt zu haben, und in dem Augenblicke, als es sich zur Türe hinauszuwängen wollte, wurde dieselbe zugeedrückt.

Die Käse ließ ein so jämmerliches Klagegeheul ertönen, daß die Fürstin heftig erschrak. Einen Blick nach der Türe werfen, sehen, daß der Schwanz ihres Lieblings eingeklemmt ist und sofort aus dem Bett springen, war eins bei der kranken Frau. Sie wußte später nie zu erzählen, wie sie an die Türe gekommen war. Doch gelungen war es wirklich, sie befreite das Tier und sank dann, infolge der großen Anstrengung, wie leblos zu Boden. Aber bald erhobte sie sich wieder, und als die Dienerschaft herbeistürzte, um die Herrin aufzuheben und aufs Bett zu tragen, versuchte sie wieder einige zaghafte Schritte, und es ging, ging wirklich.

Nach einer kleinen Ruhepause ließ sie den Fürsten herüber bitten, und als er erschien, da kam ihm seine Gemahlin, auf den Arm ihrer treuen Wärterin gestützt, entgegen. Er traute seinen Augen nicht. Diese Gestalt, die da wandelte — zwar noch schwach und unsicher — das war seine kranke, bewegungsunfähige Frau, die seit vielen Monaten vergebens in der ganzen Welt Heilung gesucht hatte?

Sie fiel ihm um den Hals und lächelte ihn unter Tränen an, und der starke Mann war so bewegt, daß sich ihm ein Schluchzen entrang und er am ganzen Körper zitterte. „Wieviel hast Du leiden müssen“, sagte die Fürstin zu ihm, als sie wieder auf dem Ruhebett lag, „aber von heute an beginnen wir ein neues Leben! Ich fühle, wie sich alle Kräfte zum Guten in mir regen, und ich will Dich doppelt entschädigen

für all Deine Sorge. Mein Wille war wie gebrochen, nun ist er wieder mächtig in mir aufgestanden!"

Dann ließ sie sich das Kästchen, das seinen Schmerz schon wieder vergessen zu haben schien, bringen und streichelte es zärtlich. „Siehst Du“, wandte sie sich wieder zu ihrem Gatten, „unser kleine Vera hat uns ihre Freundin als Vermächtnis hinterlassen, und so soll sie weiter gehalten werden. Vielleicht“ — fügte sie sinnend hinzu — „schenkt uns der Himmel noch einmal ein Kind, und dann soll die Kage auch seine liebste Spielgefährtin werden.“

~

Der Apfelschnitt.

Herr Ludwig zu Aschen sein lange bei Tische saß,
Er war ein frommer Kaiser, der auch gern Apfel aß.
Da standen seine Söhne vor ihm auf eine Zeit,
Er sagt: „Ich will erproben, wie ihr gehorsam seid.“
Er rief dem erstgeborenen: „Komm, ich befehle Dir,
Tu auf den Mund, empfang' den Apfelschnitt von mir.“
Da rief Pipin der lange: „Herr Vater, seid Ihr klug?
Kann selbst mir Apfel schälen, bin wahrlich groß genug.“
Da rief er seinem zweiten: „So öffne Du den Mund
Und nimm aus meinen Händen den Schnitt in Deinen Schlund.“
Da kniete Ludwig nieder vor seines Vaters Sitz:
„Wie Ihr befehlt, mein Vater“, und nahm den Apfelschnitt.
Da sprach der fromme Kaiser: „Ein Königreich ist Dein,
Das weite Land der Franken, das soll Dein Erbe sein.“
Und zu dem dritten sprach er, er war Lothar genannt:
„Den Apfelschnitt empfang', mein Sohn, aus meiner Hand.“
Der kniete willig nieder vor seines Vaters Sitz:
„Dir wird die Kaiserkrone mit diesem Apfelschnitt.“
Als das Pipin erhörte, da war er auch nicht faul,
Gar willig kniet' er nieder und sperrte weit das Maul.
Der Kaiser sprach: „Mit nichten, hast Dich zu lang verweilt,
für Dich ist nichts mehr übrig, mein Apfel ist verteilt.“
Darnach ist aufgekomen ein Sprichwort weit und breit,
Seit Ludwig dem Frommen: „Sperr' auf zu rechter Zeit.“

K Simrod.

~

Die Maulwurfsgrille.

Von R. Sylvester.

Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß dieses eigenartige Insekt viele Gartenbesitzer und Landwirte noch nicht kennen und sich deshalb gar nicht darum kümmern — aber es lohnt sich wirklich für jeden, diesen Schädling in Garten und Feld näher kennen zu lernen. Das häßliche, ungefähr 4½ Zentimeter lange, zumeist dunkelbraune Tier erinnert an den Maulwurf nur durch seine zum Graben geschaffenen Vorderbeine; aber wer auch noch keine Maulwurfsgrille gesehen hat — an diesem Zeichen wird sie jeder sogleich erkennen.

Mancher hat sich vielleicht schon des öfteren gewundert, wenn er in der Saat, in Grasflächen oder Pflanzungen welke, gelbe Stellen sah, ohne die rechte Ursache solcher Erscheinungen zu erraten. Sieht man solche welke Pflanzen aus dem Boden, so zeigt sich, daß die Wurzeln abgefressen sind. Wer ist dieser Übeltäter? Niemand anders als die Maulwurfsgrille oder Werre. Das Absterben der Pflanzen oben verrät, daß darunter in einer Tiefe von etwa 10 Zentimeter die Maulwurfsgrille einen Kessel gegraben hat, um darin ihre Eier abzusetzen. Zu diesem Zweck beißt das Tier allen an dieser Stelle wachsenden Pflanzen die Wurzeln ab, jedenfalls um die Vegetation oben zu vernichten, so daß die Sonnenwärme ungehindert auf den Boden und die darunter befindliche Brut einwirken kann. Tritt nun die Werre in einem Garten oder Felde zahlreich auf, so vermag sie recht empfindlichen Schaden anzurichten, zumal wenn man in Betracht zieht, daß ihre Nahrung hauptsächlich auch aus Pflanzenwurzeln besteht. Zwar vertilgt sie nebenbei auch allerlei Gewürm und dürfte so zumeist vielleicht nützen — zweifellos überwiegt ihr Schaden und deshalb ist es ratsam, sie zu vernichten, wo man ihrer habhaft werden kann, wenn sie nicht zur Plage werden soll. Das läßt sich auf verschiedene Weise bewerkstelligen. Will man die junge Brut vernichten, so empfiehlt es sich, die gelben Stellen in Grasflächen um Herbst einigemal mit siedendem Wasser zu begießen. Weiter kann man durch in den Boden eingegrabene Töpfe viele dieser Schädlinge fangen. Solche Töpfe müssen aber täglich nachgesehen, d. h. auf ihren Inhalt

hin geprüft werden, weil sich auch sehr nützliche Bartenbewohner, als: Kröten, Spitzmäuse, Eidechsen, Lauffäßer und dergleichen in dieselben verlaufen und sonst elend darin umkommen würden, wenn nicht regelmäßig nachgesehen wird. Eine gute Fangmethode ist auch folgende: Man gräbt im Herbst einige vierseitige, ungefähr 50 Zentimeter tiefe Löcher, füllt dieselben mit trockenem Pferdegedung und deckt sie mit einer leichten Erdschicht. In diese Löcher verkrüchen sich, angelockt durch die Dungwärme, mit Vorliebe die Maulwurfsgrillen. Wird dann im Februar (also noch im Winter) der Dünger herausgenommen, so kann man mitunter viele dieser Schädlinge vernichten. Wer also dieses Ungeziefer in seinem Feld und Garten nicht überhand nehmen lassen will, sollte mit allen Mitteln daselbe bekämpfen; die dazu verwendete Zeit und Mühe lohnt sich reichlich.

~

Europas älteste Künstler.

Früher war man gewohnt, unsere ältesten Vorfahren aus der frühen Steinzeit, als sich der Mensch seine wenigen Werkzeuge mühsam nur aus hartem Gestein zuzurichten verstand, als rohe Naturmenschen anzusehen, deren ganzes Dasein ausgefüllt war von Kämpfen mit wilden Tieren und von der steten Sorge um des Leibes Nahrung. In den letzten Jahrzehnten aber mußten wir in diesen Anschauungen gründlich umlernen.



In den Höhlen der Steinzeitmenschen.

Es war im Jahre 1880, als man zum erstenmal in Nordspanien eine Höhle entdeckte, die Menschen der älteren Steinzeit als Wohnung gedient hatte und die an Wand und Decke mit den prachtvollsten Tierbildern in Farben bemalt war. Wildtiere, Wildpferde, Wildschweine, Hirsche und Steinböcke, zum Teil auch in ihren Umrissen eingehauen, waren da in schwarz, rot und braun sauber ausgemalt. Bald darauf stieß man auch in Höhlen in Südfrankreich auf Bilder vom Mammut, von Rentieren und anderen tierischen Zeitgenossen der damaligen Menschen, und im Laufe der Jahre ist noch über ein Duzend solcher „Bilderhöhlen“ dort enthüllt worden. Es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Geschick und welchem künstlerischem Blick diese Menschen einer grauen Vorzeit an den Wänden ihrer tiefen, engen Höhlenschächte das Leben und Treiben ihrer Jagd da draußen nochmals erstehen ließen. Heute noch nach ungezählten Jahrhunderten stehen diese künstlerischen Bilder in ganzer Frische vor uns, während all das, was einst diese Jägeraugen als „wirklich“ gesehen hatten, selber längst verschollen und versunken ist. Unsere Abbildung zeigt, wie wir uns einen dieser Steinzeitkünstler an der Arbeit zu denken haben. Beim unruhigen Schein eines flackernden Holzfeuers entwirft er, umgeben von den aufmerksam zuschauenden Höhlengenossen, das ganz richtig geschaute Bild eines Rentieres. Es ist ein eigen Gefühls, das einen beschleicht, wenn man staunend bei Kerzenlicht vor diesen so naturgetreuen Tierbildern steht, durch die eine wertvolle Kunde von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren aus dem Höhlenzeitalter auf uns gekommen ist, aus einer Zeit, die vielleicht 50 000 Jahre, ja wahrscheinlich noch weiter zurückliegt. D.

Die Schlittenglocken singen.

Nur zu, nur zu geglitten!
Wir klingeln lustig durch die Welt —
Jetzt wird die Erde wach geschellt,
Schon dampfen Pferd und Schlitten.

Sie war zur Ruh' gegangen —
Ein Schneetraum liegt auf flur und Mit,
Nun reißt die Augen sie voll Hast
Und blinzelt schlafbefangen.

Hinaus, hinaus ins Weite,
Juchhei, durch frische Winterluft,
Durch feinen, blauen Niefelduff,
Den Frohsinn zum Geleite!

Vorbei an Busch und Hecken!
Da fängt es an, ganz toll zu schneien,
Nun schläft die Erde wieder ein,
Nur ja nicht mehr sie wecken!

Jetzt still noch durch die Schneise!
Ihr Pferde, hört ihr wohl, ganz sacht
Durchtrabt die Wintermärchenpracht,
Nur leise — leise — ganz leise!

Minna v. Konarski.

Die Wespe als Kampfflieger und Unterseebooffahrer.

So neuartig die von Menschen erfundenen und hergestellten Kampfmittel, die der Weltkrieg in gewissem Sinne zu einem Triumph der Technik gemacht haben, auch erscheinen mögen, sie alle haben schon Vorläufer in der Natur, und die Kämpfe im Tierreich waren schon vor vielen Jahrhunderten mindestens so kompliziert wie die Einzelheiten des heutigen großen Kampfes. Ganz besonders im Insektenreich finden wir Kriegsapparate und Kriegslisten merkwürdigster und sinnreichster Art. So haben die Insekten stets als Kampfflieger und Unterseebooffahrer ihre Feinde angegriffen, und die Mittel und die Art dieser Tätigkeit sind eines der vielen kleinen Wunder in der großen Zauberwelt der Natur. Im Kampf gegen die Schmetterlingsraupe z. B. tritt die Wespe, wie einer naturwissenschaftlichen Pflaunderser Wilhelm Bölsches in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ zu entnehmen ist, tatsächlich nicht unähnlich einem modernen Kampfflieger auf. Die dicke Schmetterlingsraupe verbirgt sich unter einem Stacheldraht spitziger und bremsender Borsten, die Wespe aber fliegt daher und schießt von oben herab mit ihrem langen Stachel durch den Drahtwall hindurch. Dieser Stachel aber ist ein hohler Schlauch, durch den sie eine Kugel, nämlich ein Ei, hinabfallen läßt. Also ein Vorgang, der an den Bombenangriff eines Fliegers erinnert. Mit diesem Ei jedoch, das sich nunmehr in dem lebendigen fremden Tierkörper befindet, gehen die merkwürdigsten Veränderungen vor sich. Es entsteht nämlich eine hungrige Wespenmade, und oft verwandelt sich auch ein solches Ei noch nachträglich während seiner Entwicklung in 1000—2000 Eier, von denen jedes wieder eine selbständige Wespenmade erzeugt. Es handelt sich dabei um die sog. Germinogonie, die Eiervermehrung, die, wie man sieht, der einfachen Bombentechnik des Menschen um Vieles voraus ist. Noch interessanter aber ist das kriegerische Vorgehen der Wespe unter Wasser. Es gibt in unseren heimischen Teichen ein Insekt auf raupenhafter

Stufe, das die Kunst des Unterseebooffahrens erlernt hat. Es ist die Larve der sog. Köcherfliege, die sich durch eigene Arbeit und mit Verwendung feinen Werkzeuges ein Unterseeboot konstruiert. Sie verspinnt kleine Steinchen mit feinen Seidenfäden zu harten Wänden und tapeziert den ganzen Bau innerlich mit Seide aus, um dann in diesem Gehäuse zu hängen und sich so unter Wasser bequem treiben zu lassen. Aber auch gewisse Wespenarten sind in die Geheimnisse des Unterwasserfahrens eingedrungen, so z. B. die kleine Erzwespe, deren Flügel in Wasserruder umgewandelt sind und unter Wasser zugleich als Atmungsorgane dienen, und die Schlupfwespe, die ebenfalls unter Wasser im Kampf gegen die Köcherfliegenlarve auftritt. Die Schlupfwespe (*Agriotypes*) klettert am Pflanzenwerk in die Tiefe und schlägt ihren Bohrstachel durch die feste Wand des Unterseebootes der Köcherfliegenlarve. Auch hier legt sie ähnlich wie beim Laufkampf ein Ei nieder, um sich hierauf schleunigst zurückzuziehen. Das Ei und die daraus entstehende Wespenlarve aber beginnen ihre Tätigkeit in der bereits oben geschilderten Weise. Schließlich sucht die Köcherfliegenlarve in höchster Not mit ihrem Boot eine besonders geschützte Stelle auf und sperrt alles luftdicht ab, aber sie selbst wird in ihrem Schiff von den Larven der Schlupfwespe verdrängt, die sich nunmehr als unbeschränkte Herren in dem Boot zum Puppenstadium zurechtlegen und endlich, wenn sie das Boot nicht mehr für ihre Zwecke gebrauchen können, sich eine Pforte öffnen und sich mit dem ihnen inzwischen angewachsenen Droplanzügel über den Wasserspiegel hinaus ins Freie schwingen, um nunmehr selbst wie ihre Vorfahren den Kreislauf der ganzen Kampfweise von neuem zu beginnen. Man sieht also, daß die Natur sich in keiner Weise von uns verblüffen oder überholen läßt und daß man den kleinen, unscheinbar aussehenden Wespen weder mit Kampfflugzeugen noch mit Unterseebooffahren imponieren kann.

Die Uhr als Kompaß.

Eine Unrichtigkeit wird oft begangen, wenn die Uhr als Kompaß benutzt wird. Man darf die Uhr nicht einfach flach hinlegen, wenn man die Nord-Südrichtung bestimmen will. Die Regel lautet: Man fasse die Taschenuhr mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand am Rande bei den Ziffern 3 und 9 und kippe die Seite mit der 12 etwas nach oben (bei uns nicht ganz einen halben rechten Winkel, genau um die Äquatorhöhe). Dann lasse man den Minutenzeiger völlig außer Betracht und suche am Rande des Zifferblattes (vormittags links und nachmittags rechts) den Punkt auf, der gerade auf der Mitte des Weges von der Spitze des kleinen Zeigers bis zum 12-Uhr-Strich liegt. An diese Stelle hält man dann senkrecht zum Zifferblatt einen dünnen Stift (Streichholz, steifen Grashalm oder dergl.) und läßt seinen Schatten auf die Uhr fallen. Um nun zu erreichen, daß er gerade den Drehpunkt der Zeiger trifft, sollte man nicht die Uhr selbst drehen. Man hat diese vielmehr fest in der Linken, hält mit der Rechten das Stäbchen an den Rand des Zifferblattes

und dreht sich auf dem Haken soweit herum, bis der Schatten des Stäbchens über die Mitte des Zifferblattes geht. Dann entspricht die Mittagsrichtung der Uhr (12) der Mittagsrichtung (Süd) am Himmel. Die 6 zeigt nach Norden, die 3 nach Westen und die 9 nach Osten.

Münznamen.

Manche Münzen sind, so lesen wir in der Sprache des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“, nach ihrem Ursprungsort benannt. Der Heller wurde im 15. Jahrhundert zuerst in der Reichsstadt Schwäbisch-Hall geprägt und hier Haller oder Häller genannt, wobei man „Pfennig“ ergänzte. Auch einige ergebirgische Münznamen gehen auf den Ursprungsort zurück, wie die Schneeburger (= Schneeberger Groschen), im Volksmunde zu Schneeber oder Schnieber verkürzt, und die nach einem aufgeprägten Engel auch Engelsgroschen genannten Schreckenberger, für die der Schreckenberg bei Annaberg das Münzsilber lieferte. Vor allem aber gehört hierher der Taler, so genannt nach der angehenden Bergstadt Joachimstal in Böhmen, wo im Jahre 1519 die Grafen von Schlick mit der Prägung dieser Münzen begannen. Sie hießen zuerst Joachimstaler; doch findet sich schon im Jahre 1540 daneben die einfachere Form Taler, die uns seidem geblieben ist. Der Taler eroberte sich allmählich fast die ganze Welt, wobei er zum Teil auch seinen deutschen Namen behielt. So finden wir ihn in Italien neben dem Scudo als Tallero, in Skandinavien als Daler und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als Dollar. Auch die Bahen, eine Silbermünze zu vier Kreuzern, zuerst in Bern geprägt, verrieten uns in ihrem Namen diesen ihren Ursprungsort. Dem Baz oder Baze (so lautete ursprünglich die Form) ist nichts anderes als Baz oder Peh, ein Kosename des Bären, und dieser ist das Wappentier der Stadt Bern. Bahen und Heller finden wir ja in den bekannten Volksversen verewigt: Ein Heller und ein Bahen, die waren beide mein; der Heller ward zu Wasser, der Bahen ward zu Wein. Imme (Essen).

Knacknuß.

„Kinder,“ sagte der Vater, als die Familie abends um den runden Tisch saß, „hier sind 45 Nüsse. Wer von euch die 45 Nüsse zuerst so in vier Teile teilt, daß sich jedesmal dieselbe Zahl ergibt, wenn man dem ersten Teil zwei Nüsse hinzugefügt, dem zweiten Teil zwei Nüsse abzieht, dem dritten Teil verdoppelt und von dem vierten Teil die Hälfte nimmt, bekommt für sich allein 30 von den 45 Nüssen.“ — Die zwei Kinder machten sich an die Aufgabe. Während der zwölfjährige Franz noch nicht recht wußte, wie er die Sache anzupacken hatte, legte die zehnjährige Luise dem Vater schon die richtige Lösung vor. Wie lautete sie?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Nusslecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblattes genannt werden.